

VEIT HEINICHEN

Der Tod wirft lange Schatten

ROMAN ZSOLNAY



Die Koffer ließ sie unausgepackt im Flur stehen, riß nur ein paar Fenster auf und warf ein stockiges Tuch über das Bett. Dann ging sie hinaus, um ein paar Schritte durchs Dorf zu laufen. Sie kam an der Kirche vorbei und hatte bald darauf einen freien Blick auf die Stadt. Vom neuen Hafen spiegelte sich das Licht der Scheinwerfer auf den Molen weit ins Meer hinaus, dahinter sah sie die Leuchtsignale auf den Deichen und die Lichter der beiden Küsten, die den Golf umgaben. Mia dachte daran, daß sie hier zuletzt mit Alda gestanden hatte, vor siebzehn Jahren. Aber an das Gesicht der Großtante erinnerte sie sich nur von den Fotos aus dem Album ihrer Mutter, das sie als Kind auf dem Weingut ihrer Eltern oft durchgeblättert hatte.

»Da Gigi« hieß die Trattoria in der Ortsmitte, ein paar Tische standen draußen unter einer Pergola. Obwohl es spät war, bereitete ihr die alte Wirtin noch etwas zu essen, doch statt einem halben Liter Rotwein brachte sie nur ein Glas und eine Flasche Mineralwasser. Mia bestellte gleich noch einmal Wein, erhielt ihn aber erst zusammen mit den marinierten Sardinen, die ihr zur Vorspeise serviert wurden. Sie bestand darauf, daß ihr eine Karaffe gebracht wurde. Die Wirtin sagte lachend, es sei wohl klüger, nachzugeben, als ständig zwischen Tresen und Tisch hin- und herzulaufen. Alles kam Mia so eigenartig vertraut vor, obwohl sie erst zum zweiten Mal in ihrem Leben hier war. War es die mütterliche Art der Wirtin, die sie ausfragte wie ein kleines Kind? Als sie verstand, daß Mia aus einer Emigrantenfamilie stammte, setzte sie sich für einen Augenblick zu ihr und erzählte, wie es sie einst selbst nach Servola verschlagen hatte. Nach dem Krieg, aus Istrien. Doch dann wurde sie von anderen Gästen gerufen, und Mia saß wieder alleine am Tisch. Eine junge Frau mit einem rosaroten Rucksack legte wortlos ein Stoffbärchen und ein Kärtchen vor sie. Neugierig las Mia die Botschaft: Eine Taubstumme, die um eine kleine Spende bat. In Sydney gab es das nicht. Mia legte einen Schein auf den Tisch, den die junge Frau ohne eine Geste des Dankes einsteckte und fast lautlos verschwand.

»Das war doch viel zuviel«, sagte die wachsamer Wirtin streng. »Ein paar Cent genügen, wenn überhaupt. Wenn man soviel gibt, lockt man damit doch nur andere, und irgendwann verwandeln sich unsere Lokale in Verkaufsbuden, in denen niemand mehr Ruhe hat. Sie müssen das Leben hier erst noch kennenlernen.« Doch dann fuhr die alte Frau ihr freundlich mit der Hand übers Haar und forderte sie auf, noch etwas zu essen. Mia bestellte nach dem Teller Spaghetti mit Meeresfrüchten noch einen halben Liter Rotwein und schmiedete Pläne für die nächsten Tage. Sie erkundigte sich nach den Busverbindungen ins Zentrum, nach den Öffnungszeiten des Friedhofs und fragte, wo man im Dorf einkaufte. Eine Karte für ihr Mobiltelefon mußte sie besorgen, ein Konto eröffnen, das Grab der Tante besuchen und ihr Grüße aus Australien ausrichten, mit der Nachbarin sprechen und vor allem das Haus bewohnbar machen. Dann zur Notarin, die all die Unterlagen in der Erbsache verwahrte, und schließlich einen Makler finden, der vertrauenswürdig war. Vielleicht sollte sie die Nachricht, daß sie das Haus verkaufte, auch im Dorf streuen. Aber es war wohl klüger, sich vorher in der Stadt über die Marktpreise zu erkundigen.

»Morgen bringe ich der Tante ein paar Blumen«, sagte Mia und bezahlte. Als sie sich vom Tisch erhob, wankte sie ein wenig. Sie war müde und betrunken und winkte der Wirtin zum Abschied zu.

Am nächsten Morgen erwachte sie von einem Klopfen an der Tür zum Hof. Jemand rief ihren Namen. Sie warf sich rasch die Bluse vom Vortag über und tappte im Halbdunkel des Hausflurs in das grelle Sonnenlicht hinaus. Ein athletischer, unrasierter Mann um die Vierzig konnte seine Blicke nicht von ihren nackten Beinen lösen und sah ihr nur einmal kurz in die Augen, als er sagte, daß seine Mutter, die Nachbarin, ihn geschickt habe. Die Signorina werde erwartet. »Das Dorf weiß alles«, sagte er, bevor sie fragen konnte, woher sie von ihrer Ankunft wußten. Mia versprach, bald vorbeizukommen. Im Keller fand sie schließlich den Hauptwasserhahn und wenig später lief rostiges Wasser spuckend in die Badewanne. Ihr Triestiner Abenteuer konnte beginnen.

Kuhhandel

Als er sein Gesicht im Spiegel betrachtete, traute er seinen Augen nicht. Den Schmerzen nach hätte es Matsch sein müssen, aber nur die Augenbraue war blutverschmiert und die Lippe etwas dick an der Stelle, wo er sie aufgebissen hatte. Behutsam tastete er Nase, Kinn und Wangen ab. Das linke Auge würde in den nächsten Tagen wohl einige Farbchangierungen durchmachen, und es war gut, sich gleich eine glaubwürdige Erklärung einfallen zu lassen, denn er mußte damit rechnen, unzählige Male gefragt zu werden, was denn passiert sei. Es mußte eine einfache Geschichte sein, leicht zu merken und weit entfernt von der Wahrheit.

Sie hatten die Aktion schon seit Wochen geplant, aber erst in dieser Nacht zugeschlagen. Alles war perfekt: Material, Timing und Orte. Daß ausgerechnet er, der alles so präzise vorbereitet hatte, sich nicht an den Plan hielt, den er den anderen eingebleut hatte, war dumm gewesen, und nur mit viel Glück war er noch einmal davongekommen.

Und jetzt brauchte er eine gute Ausrede, damit niemand die Aktion der Tierschützer mit seinen Verletzungen in Verbindung bringen konnte. Er betupfte die Wunden mit Aloe und hielt den Atem an. Schritte im Flur. Normalerweise schliefen um diese Uhrzeit alle. Als er die Tür zur Toilette nebenan klappen hörte, schlich er sich auf Zehenspitzen zurück in sein Zimmer. Eine Schlägerei, würde er behaupten. Vielleicht war es am besten, er erzählte, daß er in der Viale an Rechtsradikale geraten war. Dann würde er mit einer halbstündigen Moralpredigt davonkommen. Oder vielleicht erfände er eine Geschichte von fanatischen Anhängern der »Triestina«, die sich gestern abend wieder so weit vom Aufstieg in die »Seria A« weggespielt hatte, daß wohl auch der Sohn Gaddafis sein Kaufangebot zurückziehen würde.

Zunächst hatten sie die Wand am deutschen Konsulat mit Spraydosen und der sorgfältig geschnittenen Schablone mit ihrer Botschaft verschönert und waren anschließend zur Hauptpost weitergezogen, wo die Triestiner Geschäftswelt am Morgen mit ihrer Botschaft konfrontiert werden würde. Die schwarzen Nutten im Borgo Teresiano hatten sich nicht weiter um sie gekümmert, sich aber vorsichtshalber in die Nebenstraßen verzogen. Dann wieder ab auf die Motorroller und zum Rathaus hinüber, anschließend zum Redaktionsgebäude der Tageszeitung *Il Piccolo*, wo sie auf der Hut sein mußten, daß keiner der Zeitungsfahrer sie erwischte, die ihre Lieferwagen am Ende der Druckstraße beluden. Dann war die Zufahrt zum Porto vecchio dran, wo zwei stinkende Viehtransporter die Nacht über vor dem Tor standen, das die Zufahrt zum Freigelände versperrte. Die vom tagelangen Transport geschundenen Rinder brüllten vor Durst, Hunger und Schmerzen, doch die Fahrer ließen sich dadurch sowenig aus der Ruhe bringen wie vom Gestank. Aus

dem Führerhaus eines der Fahrzeuge drang bläuliches Licht. Vermutlich schauten die Männer fern, obwohl es längst nach zwei Uhr war. Keine Minute dauerte es, den Protest gegen die qualvollen Viehtransporte auf das Tor zur Hafeneinfahrt zu sprühen, und auch für das Heck der LKWs brauchten sie nicht lange. Niemand schien sie bisher bemerkt zu haben, und sie hätten sich bequem nach Hause aufmachen können, mit der Gewißheit, daß ihre Aktion breit durch die lokalen Medien gehen würde. Warum nur hatte er sich damit nicht begnügt, sondern war noch einmal zurückgegangen zu den Lastwagen mit den deutschen Kennzeichen, um die Preßluftleitung der Fahrzeuge mit einer Zange zu kappen?

Als die Luft mit einem wütenden Zischen herausschoß, ächzte der erste LKW wie ein erlegtes Stück Großwild, das sein Leben aushauchte. Was für ein Höllenlärm! Aber er hatte noch nicht genug. Als er unter dem zweiten hervorkroch, rissen ihn drei kräftige Kerle an den Armen empor und droschen ohne Warnung sofort auf ihn ein. Die drei waren nicht größer als er. Mit einem alleine wäre er spielend fertig geworden, vielleicht sogar mit zweien. Aber sie hielten ihn fest und prügeln auf ihn ein, was das Zeug hielt. Bis er endlich eine Hand freibekam und sich wehren konnte. Einen der Typen konnte er zu Boden befördern und, die Schrecksekunde nutzend, seinen Motorroller erreichen, mit dem er entwichte und zu seinen Freunden stieß, die, wie sie ausgemacht hatten, an der nächsten Ecke auf ihn warteten. Keuchend berichtete er, was passiert war. Sie mußten sehen, daß sie wegkamen, weil ganz gewiß in Kürze eine Streife der Polizei oder der Carabinieri auftauchen würde.

Der Sturzhelm drückte auf eine Wunde am Hinterkopf, wo sie ihm ein Büschel Haare ausgerissen hatten, und der Fahrtwind schmerzte im ganzen Gesicht. Als er erschöpft nach Hause kam, schlich er leise ins Bad und duschte heiß und lange. Dann hinkte er in sein Zimmer und hoffte, daß seine Freundin nicht aufwachen würde. Federica hatte angekündigt, nach der Arbeit zu kommen und war längst im Besitz eines Schlüssels des Hauses seiner Eltern. Doch nicht einmal sie durfte von dieser Tat wissen. Er zuckte vor Schmerz zusammen, als sie im Schlaf den Arm um seinen Oberkörper legte und sich an ihn schmiegte.

»Mucca pazza« nannte sich die kleine Gruppe. Sie waren mehrfach den stinkenden Lastwagen gefolgt und hatten die Verladung der armen Tiere beobachtet, die in tagelangen Transporten ohne Wasser durch Europa gekarrt und schließlich im Hafen von Triest mehr tot als lebendig aus ihrer rollenden Folterkammer auf ein Schiff getrieben wurden.

»Tierärzte« nannten sich die Menschen, die dem Vieh, das nicht mehr aufstehen konnte, Dopingspritzen verpaßten und ungerührt hinnahmen, daß die erschöpften Tiere, die es alleine nicht mehr schafften, an einem Bein oder den Hörnern angekettet, von einem Kran an Bord gehievt wurden. Daß die Rinder vor Schmerz und Durst brüllten, schien allen, die dort arbeiteten, so egal zu sein wie jenen, die daran verdienten, dank der Prämien der Europäischen Union für jedes Stück Vieh, das Europa nicht tot verließ. Die Rinder wurden,

sofern sie lebend im Libanon oder anderen Ländern des Nahen Ostens ankamen, in den Schlachthäusern für die Qual der Reise entschädigt.

Die Mitglieder der »Mucca pazza« waren angehende Köche, und alle waren sie der Meinung, daß gute Küche gute Zutaten brauchte. Sie wußten, daß man auch mit wenigen Mitteln gut und gesund kochen konnte. Eine ordentliche Pizza war Beweis genug, solange man die richtigen Zutaten verwendete. Selbst Fast food mußte nicht miserabel zubereitet werden.

Seit einiger Zeit rührte er kein Fleisch mehr an. Die Grillfeste, die seit Wochen zu Hause im Garten stattfanden, mied er verächtlich und forderte immer wieder in hitzigen Diskussionen dazu auf, den Metzger nach der Herkunft des Fleisches zu fragen. Er sei gewiß kein Vegetarier, behauptete er, aber man sollte eben einheimische Tiere kaufen, die ordentlich ernährt worden waren. Auch beim Fisch sei gefälligst darauf zu achten, daß er nicht aus der Zucht stammte, wo die gleichen miserablen Bedingungen herrschten wie bei Schweinen und Kälbern. Und die Freunde der Familie, die fabrikgefertigte Čevapčići mitbrachten, die auf dem Grillrost in eigenem Fett und Konservierungsstoffen schwammen, sollten sich das Zeug am besten samt der Styroporverpackung in den Schlund schieben.

Irgend jemand mußte endlich handeln. Wie konnte man so gefühllos und blind sein, Tiertransporte durch halb Europa hinzunehmen, bei denen das Vieh nicht einmal mit dem Nötigsten versorgt wurde? Gesetze hin, Gesetze her. Wer glaubte schon den Aufschriften auf den Lastwagen, die behaupteten, daß die Tiere automatisch getränkt und gefüttert würden? Das war nur ein Trick. Im Großteil der Fälle hielt sich keiner an die Vorschriften. Und die Transportpausen wurden auf keinen Fall eingehalten, das war jedem bekannt.

»Mucca pazza« hatte beschlossen, gegen diesen zum Himmel stinkenden Mißstand vorzugehen. Ihre Aktion sollte nur der Auftakt zu größeren Auseinandersetzungen sein. Sie wußten, daß der Vergleich mit der Risiera di San Sabba, dem ehemaligen deutschen Vernichtungslager, idiotisch war, aber sie wollten Aufsehen. Je mehr sich die Leute aufregten, desto besser.

*

Gegen sieben Uhr stieg Proteo Laurenti müde und leicht angetrunken die Treppen zum Haus hinauf. Er war die letzten Meter zum Strand zurückgeschwommen und hatte, dem Rat des Fischers aus Santa Croce folgend, noch im Wasser dem Fisch die Harpune durch die Kiemen gejagt. Obwohl kaum damit zu rechnen war, daß irgend jemand aus der Familie Laurenti zu dieser Zeit auf den Beinen war, trug er den »Fang« mit falschem Stolz ins Haus, legte ihn in der Küche auf eine lange Schale, plünderte die Eiswürfelvorräte aus dem Gefrierfach und drapierte sie um den Fisch. Dann setzte er Kaffee auf, ging ins Bad und duschte heiß, bis der Anflug von Trunkenheit verschwunden war, den er dem Wein des Fischers verdankte. Als er zurück in die Küche kam, sah er, daß Livia, seine älteste Tochter,